

DER VERSUCH EINER »KATEGORIELLEN PHILOSOPHISCHEN ERKENNTNISEVOLUTION« (SCHWERPUNKT: ERKENNTISTHEORIE UND KOMMUNIKATION)

Die Philosophie, Wissen gepaart mit Erfahrung und Einsicht in Abstimmung mit den universellen Gesetzen, kann im Sinne der Philanthrosophie® mit *Liebe zur Weisheit* gleichgesetzt werden. Sie stellt sich die zentrale Aufgabe, den Sinn dieser Welt und die Rolle des Menschen zu ergründen. Wie wir gesehen haben, entfaltet sich mit der Entwicklung der Vernunft auch das systematische und wissenschaftlich orientierte Denken. Mit dieser neuen Vernunftbegabung beginnt der Mensch, die großen Fragen zu stellen, den Sinn des Lebens zu suchen, womit auch die Problematik einhergeht, dass im Falle einer erfolglosen Sinn-suche des einzelnen Individuums der eigene Sinn und Wert überhaupt erst in Frage gestellt werden kann. In den Vordergrund rückt die rationale Argumentation, das Denken, das Nachdenken, Analysieren und Systematisieren. Intuitive Erkenntnisse und Glaubenswahrheiten werden rational und kritisch hinterfragt und mit der entsprechenden Lebenswirklichkeit abgeglichen.

Die zentrale Frage der Philosophie, die uns im Hinblick auf die Philanthrosophia Universalis wegen ihrer Auswirkung auf jeden Einzelnen beschäftigen wird, kann wie folgt gestellt werden: Wer sind wir, in welchem Verhältnis stehen wir zur Welt und den Menschen, die wir vorfinden, wie sollen wir in diesem Kontext handeln und wie verantwortungsbewusst miteinander kommunizieren und umgehen?

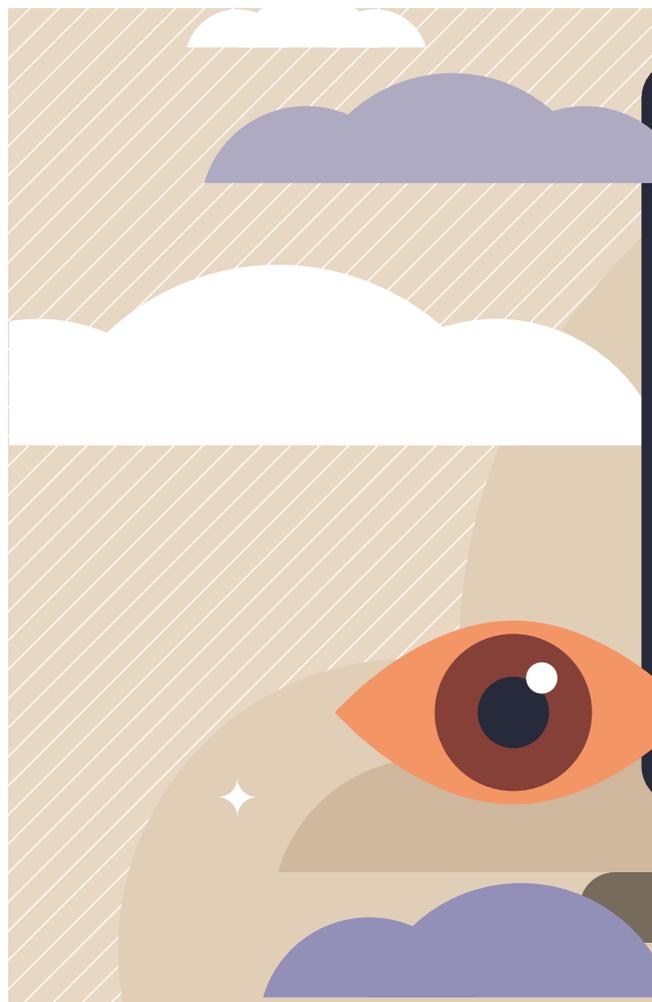
Bei den im Folgenden ausgewählten Philosophen werden wir nicht all diese Fragen beantwortet finden, aber jeder trug etwas Neues oder Entscheidendes zur Tradition auf dem (Entwicklungs-) Weg bis heute bei. Im 6. Jahrhundert begann die Geschichte der westlichen Philosophie im antiken Griechenland, ein Heranwachsen und Zu-sich-selbst-Finden des Geistes, wobei, wie wir sehen werden, der Weg dorthin je nach Sichtweise des Philosophen weder geradlinig noch immer folgerichtig sein muss, jedoch immer das Herausarbeiten einer theoretischen Wahrheit angestrebt wird.

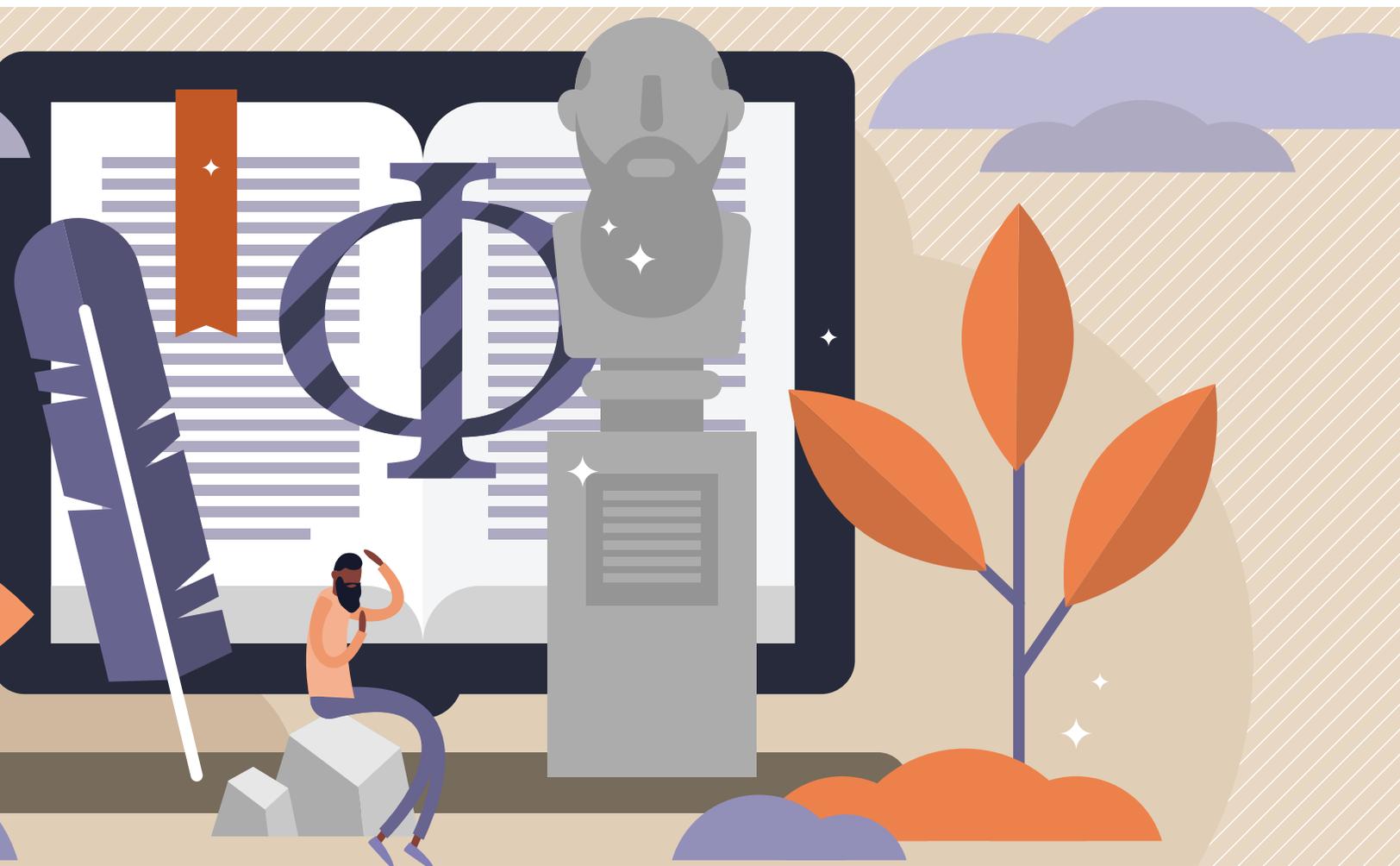
Wilhelm Nestle, einer der bedeutendsten Altphilologen des vorigen Jahrhunderts, beschreibt das Besondere der Achsenzeit in Griechenland folgendermaßen: »Schon die Tatsache, dass die Griechen philosophiert haben, hebt sie über viele, die Art, wie sie es getan haben, über alle Völker des Altertums empor Nur sie [die Griechen] haben eine Philosophie im modernen Sinn geschaffen Dies erklärt sich aus dem eigentümlichen Doppelcharakter des hellenischen Geistes. Wir finden hier kein Überwuchern der Phantasie über den Intellekt wie in Indien und kein Zurücktreten des Gemüts hinter den nüchternen Verstand wie in China. Instinktive und rationale Kräfte sind im griechischen Wesen eine wunderbare harmo-

nische Verbindung eingegangen. Hellenische Religion, Dichtung und Kunst bergen ohne Zweifel ein enthusiastisches Element, aber es wird durch eine rationale Strömung geklärt; und in den Schöpfungen des Verstandes, der Philosophie und Wissenschaft, klingt umgekehrt ein Ton der Begeisterung mit.«

Dieser Übergang zu rationaler Helle kündigt sich bereits in der ersten großen Dichtung der Griechen, Homers Ilias und Odyssee an. Nestle schreibt weiter: »Ernsthafter als zu den olympischen Göttern schaut der homerische Mensch zu der Macht empor, der er die Unsterblichen ebenso wie die Sterblichen unterworfen glaubt: Zur Moira, in der das Bedürfnis nach einer einheitlichen Zusammenfassung des Weltregiments Befriedigung sucht und in der sich eine erste dämmerhafte Ahnung der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ankündigt.«

Noch deutlicher wird diese Tendenz in der Odyssee: »Während dort [in der Ilias] der »schnellfüßige« Achilles der gefeiertste Held ist und der Ruhm noch durchaus auf Taten beruht, deren Voraussetzung physische Stärke ist, erscheint hier der »vielgewandte« Odysseus, wenn er auch noch nicht so heißt, schon als der Prototyp des »Weisen«, der durch seinen überlegenen Geist auch die schwierigsten Lebenslagen beherrscht und überwindet« (Wilhelm Nestle: »Die Vorsokratiker«, Seiten 7 ff.). Der Mythos der Odyssee spiegelt die Geistesart der gesamten griechischen Nation – gespeichert in der Tradition: daher die ungeheure Bedeutung des homerischen Mythos über 2500 Jahre bis hinein in die deutsche Klassik. Denn es ist die Geisteshaltung der Vernunft, welche aus diesem Mythos auf die jeweils lebende Generation zurückwirkt und daraus von ihr entnommen werden kann. Der Mythos dient als Gefäß, in dem ein Teil der Genese des Menschen zuerst organisiert und tradiert wurde – ein Mythos, der das Bewusstsein hat, dass er ein Mythos ist. Vernunft hat vor ihrer Reflexion noch gar kein anderes Gefäß als den vom Himmel auf die Erde geholten Mythos, in dem sie ihre rezipierten Ergebnisse als ihr eigenes Wesen bildhaft sich selbst erlebend einträgt. Waren es früher Götter und Halbgötter, die im Mythos dem Menschen des Verstandes die Einheit der und die Eingebundenheit in die Welt verbürgten, so ist es nun der Mensch selbst, mit dem sich der Mythos verbindet. Hier am Beginn ist alles noch Neuland, alles Bewegung, ein »Herrwerden« der Vernunft über die vorliegenden Schichten des Ich – und damit neue Schichten ausbildend. Doch alles Ausgebildete verselbständigt sich und wendet sich so gegen die lebendige Innerlichkeit der Liebe: Die Be-Geisterung im homerischen Mythos, die anfangs das *Ich des Verstandes* zum *Ich der Vernunft* erhöhte, versachlicht, verkrustet gar. Die Rezeption der Vernunft, in dem der Mensch seine Herkunft aus dem Verstand im Mythos spiegelt, wird abgelöst von der neuen Schicht der Reflexion – bis heute aufgrund der Schwierigkeit des Zusammenwirkens der einzelnen Vermögen eine große Herausforderung für die Menschheit.





Thales Naturphilosophie: Vom Verstand zur Vernunft (Vorsokratiker)

Thales (624/23 v. Chr. bis zwischen 548 und 544 v. Chr.) befasst sich als erster mit der Rezeption der Vernunft und der Entwicklung der abendländischen Geistesgeschichte. Als Vernunft werden die wesentlichen Eigenschaften der Dinge im Wege der Abstraktion unter Rekurs auf die typisierende Interpretation des Verstandes ermittelt. *Hinter den Dingen* wird *das Eigentliche* gesucht und gefunden. Kein Wunder, dass so zunächst eine *Hinterwelt* entstehen musste, wie Nietzsche dies später genannt hat, aus deren Denken des Seins sich dann auch die Metaphysik entwickelt hat. Es werden nun die frühesten wissenschaftlichen Schriften verfasst, die sich alle »Über die Natur« betiteln: Den Vorsokratikern geht es um das richtige Verständnis der Natur und deren Erscheinungen, die kausal verstanden und der Mythifizierung entrissen werden sollen.

»Thales ... bezeichnet als ... Ursprung (arché) das Wasser (hýdor). Auch das Land, lehrte er deshalb, ruhe auf dem Wasser Ob nun darin wirklich eine so ursprüngliche Ansicht über die Substanz zu finden ist, das mag vielleicht nicht auszumachen sein. Jedenfalls von Thales wird berichtet, dass er diese Ansicht von der obersten Ursache aufgestellt habe« (Aristoteles: *Metaphysica* 983b20f, s. Literaturverzeichnis).

Man ist auf der Suche nach dem wahren Sein im Gegensatz zum bloßen Schein, man unterscheidet nunmehr zwischen bloßer Meinung und der *Wahrheit*, die als *alétheia* aus ihrer Verborgenheit herausgeholt werden muss. So betreiben vor allem Xenophanes, Heraklit, Anaxagoras und Demokrit Erkenntniskritik, indem sie zwischen Wahrnehmung und deren Interpretation unterscheiden und so die Bedeutung der Verstandestätigkeit für die Wahrnehmung thematisieren und reflektieren. Es liegt auf der Hand, dass dabei dem Denken des Seins, der Erkenntnis der Erkenntnis, wie Aristoteles sagen wird, und damit dem wahren Sein ein höherer Stellenwert zugemessen wird als den bloßen Erscheinungsformen der Dinge. Auf diesem Weg, der explizit dem Verständnis der Natur gilt – und weniger dem Menschen selbst und damit auch noch nicht dem menschlichen Miteinander, werden aufeinander aufbauend und sich steigernd unterschiedliche Weltmodelle entworfen, indem im verschiedenen Seienden das eigentlich wirksame Sein festzustellen gesucht wird, wofür wechselnd die vier Elemente Wasser, Luft, Feuer und Erde bzw. deren Mischungen benannt werden. Die Reihe dieser Überlegungen kulminiert schließlich in Demokrit, der das erste Atom-Modell entwirft, welcher Gedanke bis hinein in die modernen Naturwissenschaften prägend gewirkt hat.



Sokrates Maieutik

Mit Sokrates (469 v. Chr.-399 v. Chr.) wurde eine geistesgeschichtliche Wende eingeläutet – die *Abkehr von der ionischen Naturphilosophie hin zur Anwendung der Vernunft* auf menschliche Problemstellungen, wodurch auch erstmals die Kommunikation der Menschen philosophisch näher beleuchtet wurde.

»Ich weiß, dass ich nichts weiß« – eine der wohl überhaupt prägendsten Erkenntnisse der Philosophie von Sokrates – ist eine tiefe philosophische Einsicht, die den unterschiedlichsten geistigen Strömungen bis heute als Grundlage dient, so bezeichnet beispielsweise Nietzsche Sokrates als das »Wappenschild ... über dem Eingangstor der Wissenschaft«. Bei allem, was entsteht und vergeht, sucht Sokrates nach der bleibenden Ursache, dem Grund oder Wesen, wobei ihm die Vernunft der Grund von allem zu sein schien. Um das Wesen der Dinge kritisch zu hinterfragen, entwickelte er eine dialektische Methode, die vom Einzelnen ausgeht, um daraus das Wesen in Gänze zu erfassen.

Diese *Maieutik* bezeichnet das methodische Vorgehen im Dialog, indem man durch die geeignete Fragetechnik eine Person dazu veranlasst, eine unbewusst bereits vorhandene Erkenntnis im Hinblick auf einen bestimmten Sachverhalt selbst herauszufinden und das neu

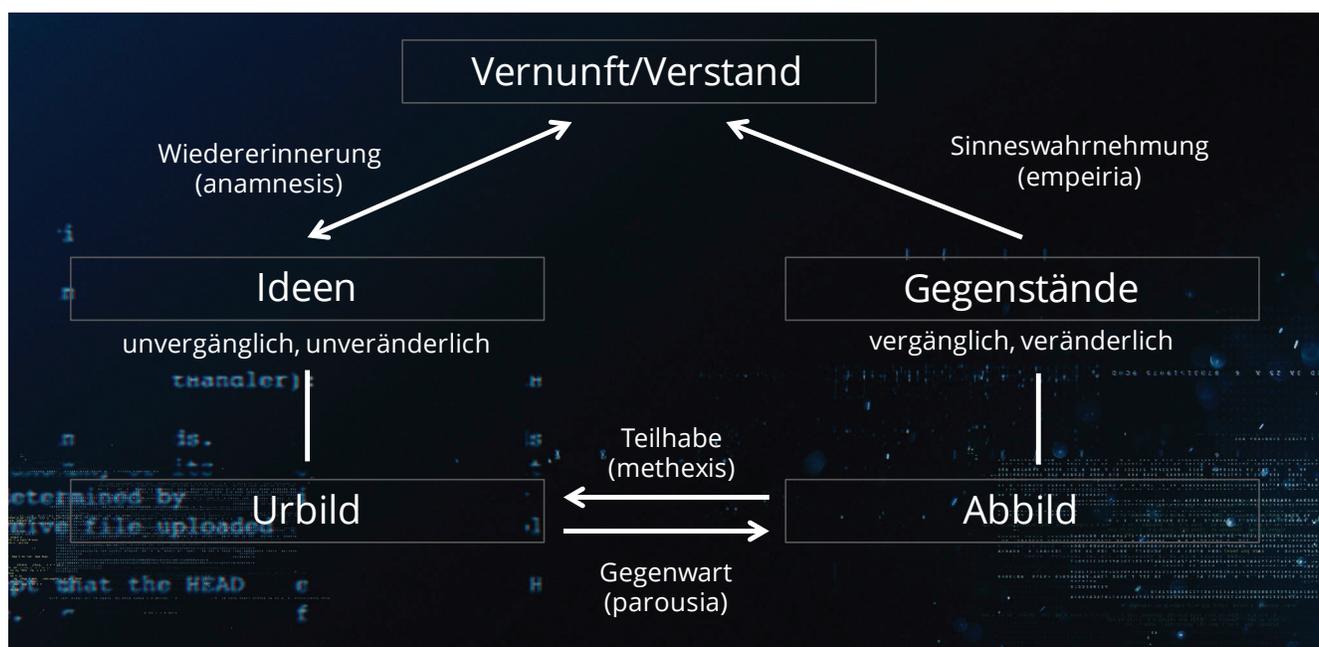
gewonnene Wissen als Erkenntnis ins Bewusstsein zu überführen. Mit dem Staunen, mit dem Nachdenken über Alltägliches, das bisher nicht hinterfragt wurde, beginnt das Philosophieren. Eine Person soll *eigenständig* zur Einsicht gelangen, im Gegensatz zum Unterricht, wo Wissen passiv von der lehrenden Person übernommen wird. Sokrates' Technik diente dazu, insbesondere irrige Vorstellungen oder aber unreflektierte Begriffe zu durchschauen und aufgeben zu können, ohne dabei belehrt zu werden. Durch die Methode wurde die Vernunft des Menschen angesprochen, der Prozess zur neuen Erkenntnis war oftmals anfangs von Verwirrung und Ratlosigkeit geprägt, da Sichergeglaubtes ins Wanken geriet oder gar einstürzte. Bei Sokrates stand im Vordergrund, Ansichten zu widerlegen, um so neue Gedankengänge zu ermöglichen.

Sokrates war davon überzeugt, dass nur das fragende Suchen den Menschen weiterbringen kann. Seine Fragen waren dazu bestimmt, näher an die Wahrheit zu gelangen, wobei er gleichzeitig klarmachte, dass auch er die Wahrheit als solches nicht zu formulieren vermochte. Sokrates wusste, dass er das Wesen einer Sache nicht angemessen darstellen konnte, zumal nicht das Wesen von allem, was ist. Nach seiner Auffassung ist ursächlich dafür die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes im Gegensatz zum göttlichen Geist.

In zeitgerechter Weiterentwicklung wird die sokratische Maieutik heute als Methode des entdeckenden und mehrdimensionalen Lernens praktiziert. Mit Hilfe der Gesprächstechnik wird versucht, die Grundannahmen zu identifizieren und schrittweise zu verändern.



Platons Ideenlehre



Auch Platon (428/427–348/347 v. Chr.) *sucht nach dem Wesen(tlichen) dessen, was etwas ist, dem Seienden*. Als Schüler von Sokrates führt Platon dessen Lehre fort und entwickelt sie weiter. Die Ideen oder Wesen (idea) bilden in seiner Philosophie das Reich der wahren Wirklichkeit. Sie existieren als eigenständige Entitäten und sind dem Bereich der sinnlich wahrnehmbaren Objekte ontologisch übergeordnet. Die Vernunft in ihrer Rezeption und Reflexion trägt in das Seiende *Wesentliches – d.h. Ideen, ewige Formen* – ein, die sie in der von der Wahrnehmung des Verstandes isolierten Mustererkennung als *Wesen der Dinge* ins Unverborgene der Vernunft erhebt. Platonische Ideen sind beispielsweise »das Schöne an sich«, »das Gerechte an sich«, »der Kreis an sich« oder »der Mensch an sich«. Die so gewonnenen Wesensbestände sind vollkommen und unveränderlich. Die menschlichen Sinne erfassen lediglich ein unvollkommenes Abbild der wahren Wirklichkeit. Was sich den Sinnen zeigt, ist strikt zu trennen vom unvergänglichen Reich der Ideen.

Erkenntnis geht nach Platon so vor sich: Die Wesens-Wahrheit der Vernunft wird nicht als eine reflektierende Abstraktion erfahren, sondern als rezipierende Aufhebung der Verborgenheit des wahren Seins, identisch mit dem Wiedererinnern Platons und der Stufenleiter der Erkenntnis im Höhlengleichnis und im Symposion.

Abstraktion (griechische Form der Dialektik)
Denn der Mensch muss nach Gattungen Ausgedrücktes begreifen,
welches als Eines hervorgeht aus vielen
durch den Verstand zusammengefassten Wahrnehmungen.
Und dies ist Erinnerung von jenem, was einst unsere Seele gesehen.

(Platons Werke, Phaidros 249 b, c)



Aristoteles Metaphysik

Während Sokrates und Platon mit ihrer Dialektik das abstrakte und reflexive Denken vorbereiteten, wird die Logik als solche (der Logos), nämlich durch Denken die Welt so zu erfassen, wie sie ist, von Aristoteles (384 v. Chr.-322 v. Chr.) begründet. Bis in die Neuzeit nennt man die Philosophie nach Aristoteles *Metaphysik*. Grundsatz der Logik bildet der Satz vom Widerspruch, um dem Prinzip der Täuschung zu entgehen. Zentrale Frage, die auch heute nichts von ihrer Brisanz verloren hat, war: Was ist das Bleibende am sich Verändernden, das dem Chaos die harmonische Ordnung gibt, die bleibt, obwohl alles entsteht, besteht und vergeht? Für Aristoteles gilt ein und dasselbe Prinzip für die nicht-wesentlichen Eigenschaften einer Sache ebenso wie für das Wesen einer Sache. Für Platon gab es nur die Identität oder Nicht-Identität von Aussage und Wesen, Aristoteles differenziert

dagegen die verschiedenen Bestimmungen einer Sache und ordnet diese Bestimmungen in einer Kategorientafel. Für ihn ist das Wesen einer Sache zugleich Grund und Ursache eines Einzelseienden. Es muss nach Aristoteles eine höchste Ursache für alles, was ist, geben, die demnach das höchste Wesen sein muss. Dieses höchste Wesen, das alles bewegt, selbst aber nicht der Bewegung unterworfen ist, dieser *metaphysische Beweger* ist Gott.

Das Göttliche und die Vernunft

»Die Vernunfttätigkeit an sich aber geht auf das an sich Beste, die höchste auf das Höchste. Sich selbst erkennt die Vernunft in der Teilnahme am Intellegiblen; denn intellegibel wird sie selbst, den Gegenstand berührend und erfassend, so dass Vernunft und Intellegibles dasselbe sind. Denn die Vernunft ist das aufnehmende Vermögen für das Intellegible und das Wesen Wir sagen, dass der Gott das beste und ewige Lebewesen sei, daher kommt dem Gott Leben und ununterbrochene und ewige Zeitdauer zu: denn dies ist der Gott Dass es also ein ewiges, unbewegtes, von dem Sinnlichen getrennt selbständig existierendes Wesen gibt, ist aus dem Gesagten klar Das erste Wesenswas hat aber keinen Stoff, denn es ist wirkende Vollendung Sich selbst also erkennt die Vernunft, wenn anders sie das Beste ist, und die Vernunftkenntnis ist Erkenntnis ihrer Erkenntnis« (Aristoteles, Metaphysik, VII).

Diese Verselbständigung der Vernunftssicht wird als lebendige Erhöhung erfahren, die Sehweise der Vernunft glaubt sich derjenigen des Verstandes immens überlegen, denn mit ihr werden ganz neue Perspektiven auf Welt und Mensch sichtbar. Mit diesem sich Geltendmachen seiner Vernunft und deren Durchsetzung in der Tradition gerät der Mensch unter den Druck des durch diese Vernunft selbstgemachten Ideals bis hin zum allmächtigen und allgütigen Gott – das ist der eigentliche Grund der Zeitenwende und der Wirkungsmacht der neu entstandenen monotheistischen Hochreligionen einschließlich der Abwertung des Sinnlichen und der weltlichen Dinge als Schein etwa im Buddhismus.



Martin Luther als Wegbereiter der Reformation

Der über die mittelalterliche Universitätsausbildung auch in der Philosophie bewanderte Martin Luther (1483-1546) war nach vorausgegangenen Widerlegungsversuchen von John Wyclif (etwa 1300-1384) in England und Jan Hus (1369-1415) in Prag der Erste, dessen sich ausführlich gegen die herrschende aristotelisch-scholastische Theologie richtende Kritik Erfolg beschieden war. Er prägte den reformatorischen Neuansatz ausgehend von den traditionellen theologischen Denkformen. Dabei gewährleistet die Vernunft nach Luther keineswegs einen vernünftigen Gebrauch ihrer selbst. Vielmehr habe sie die Tendenz, sich absolut zu gebärden. Das wird vor allem bei der Frage akut, was den Menschen letztlich gewiss machen kann. Wollte die Vernunft auch darauf noch antworten, so machte sie sich einer Grenzüberschreitung schuldig. Luther interessierte sich für die Vernunft nie im Hinblick

auf die Dialektik ihres Selbstverhältnisses, sondern immer nur als Antipode des Glaubens. Es ist dann eine Pflicht des Glaubens, die Beziehungen, aber auch die Scheidelinie zur Vernunft fortwährend neu zu bedenken. Der Mensch wird nach Luther frei durch den Glauben (sola fide) und die Gnade Gottes (sola gratia), die daraus hervorgehende Liebe macht den Menschen frei zum Dienst an dem Nächsten. Die Freiheit ist dabei kein menschlicher Handlungsbegriff, sondern sie findet statt im Bezug des Menschen auf Gott. Das Gewissen sei dann frei, wenn es an Gott gebunden ist. Luthers eigentliche Bedeutung und die seiner Reformation liegt darin, dass er das Individuum ohne Vermittlung direkt »vor Gott« stellte, was es einerseits befreit, ihm andererseits Selbstverantwortung auferlegt – das war sein unverlierbarer Beitrag zur Aufklärung.

Noch in anderer Hinsicht befähigte Luther die Individuen zum Selberdenken und befreite sie von kirchlicher Bevormundung: durch die Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Damit gab er den Menschen eine gemeinsame Sprache an die Hand und schaffte neue Voraussetzungen für Kommunikation. Denn die Kommunikation von Mensch zu Mensch war für Luther wesentlich: »Das Wesen des Wortes besteht darin, gehört zu werden.« Seine Reden waren klar und strukturiert in deutscher Sprache verfasst, um sich dem Volk gegenüber verständlich zu machen. Luther erkannte auch die Wirkungsweise gezielter Kommunikation und verstand es, diese für sich und seine Thesen/Ziele/Anliegen einzusetzen. Durch die Erfindung des Buchdrucks in genau dieser seiner Zeit war er in der Lage, seine Flugschriften in großer Auflage zu verbreiten, was eine unverzichtbare Voraussetzung seines Erfolges war.





René Descartes Dualismus zwischen Geist u. Materie (*Cogito ergo sum*)

Bis in die Moderne reichen die Auswirkungen des frühneuzeitlichen Rationalismus, den Descartes (1596-1650) begründete. »*Cogito ergo sum*« (»ich denke, also bin ich«), bildet die Grundlage seiner philosophischen Betrachtungen, der *Metaphysik*.

Metaphysik meint, dass die Vernunft in ihrer Rezeption und Reflexion Wesentliches in das Seiende einträgt, also die *Ideen und ewigen Formen*, die sie in der von der Wahrnehmung des Verstandes isolierten Mustererkennung als *Wesen der Dinge ins Unverborgene der Vernunft* erhebt. In der Übertragung der Leitungsfunktion erfährt die Vernunft die von ihr geschaffene Metaphysik als eigenständiges Zentrum. Die reflexive Philosophie Descartes beendet durch die Reflexion des Vermögens Vernunft den kategorialen Aufschwung derselben.

Descartes wollte die Welt berechenbar machen, indem er alles über die Sinne Wahrgenommene erst einmal bezweifelte. Er suchte nach absoluten Gewissheiten, nach dem archimedischen Punkt, der als absolute Basis alles andere zu erklären vermochte. Mit diesem Ansatz war er ein Vorreiter der modernen Wissenschaft, die das menschliche Wissen durch Beobachtung und Erkenntnis sichern möchte. Aus dem Cartesianismus (= rationalistisches Denken) entstand der die Philosophie bis heute prägende Dualismus zwischen Geist und Materie. Nichtaristotelisches Philosophieren war zur Zeit Descartes' in Frankreich mit der Todesstrafe bedroht, es herrschte noch die scholastische Tradition, die an Wissenschaft und Philosophie nur im Hinblick auf die Stärkung des Glaubens interessiert war, weswegen er zurückgezogen in Holland lebte.

Dadurch, dass er alles in Frage stellte, was den geringsten Zweifel zuließ, kam er zu dem Schluss, dass alles Täuschung und nichts real und damit letztlich die zweifelnde bzw. denkende Substanz bzw. Seele (*res cogitans*) als wahr anzunehmen ist. Ihr Gegenstück bildet die materielle Substanz bzw. Welt, zu der auch der Körper gehört (*res extensa*). Das Ich (die Seele) ist getrennt von der Welt zu betrachten – ähnlich wie bei Platon. Leib und Seele gehören grundsätzlich unterschiedlichen Substanzen an, die aber interagieren können (seiner Ansicht nach vermittelt über die Zirbeldrüse). Die Seele ist nach Descartes dafür verantwortlich, dass der Mensch die Fähigkeiten von Sprache und Intelligenz habe. Dieses (Selbst-) Bewusstsein – ermöglicht durch den Geist – unterscheidet den Menschen von Tier und Maschine, da ihre Empfindungen und Bewegungen rein mechanischen Gesetzen folgten. Mit dieser Absolutsetzung der sich selbst reflektierenden Vernunft leistete er einen nicht unwichtigen Beitrag zur Instrumentalisierung von unbelebter und belebter Natur, wie dieser auch schon im Alten Testament zu finden ist.



John Lockes Erkenntnistheorie

Die Überlegungen von John Locke (1632-1704) bilden einen Wendepunkt vom Mittelalter hin zur Philosophie der Neuzeit. Er leistete einen großen Beitrag zur *Erkenntnistheorie*, indem er sich gegen die Rechtfertigung der Naturwissenschaften aus dem bloßen Denken heraus wandte und stattdessen ihr Fundament in der Erfahrung suchte. Damit wurde er zu einem der Hauptbegründer des *theoretischen Sensualismus*: »Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu« (»Nichts ist im Verstande, was nicht zuvor im Sinne war«). Locke leitete sämtliche einfachen Begriffe von äußeren Eindrücken ab, die zusammengesetzten (Substanzen, Zustände, Beziehungen) dagegen von innerer Erfahrung, gleich Reflexion.

Sich selbst sah er als »Menschenfreund«, was sich in seinem gelegentlich verwendeten Pseudonym »Philanthropus« widerspiegelt. Der Mensch, sein Denken und Wahrnehmen, sein sozialer und gesellschaftlicher Stand wie auch die Organisation zwischenmenschlicher Verflechtungen, wie z.B. der Staat oder aber auch das menschliche Verhältnis zu Gott und Kirche, bildete stets den Fokus seiner wissenschaftlichen Ambitionen. Sein Verständnis von Wissenschaft basiert auf jener Erfahrungswelt (Empirie), durch welche das 17. und 18. Jahrhundert philosophisch definiert wurde. Sein erkenntnistheoretisches Hauptwerk »Versuch über den menschlichen Verstand« beruhte auf der Fragestellung nach Ursprung, Gewissheit und Umfang menschlicher Erkenntnis. Stets sei es das Bestreben des Menschen, den Dingen auf den Grund zu gehen, wobei dieses Ziel oft nicht erreichbar sei, weil unser Verstand dazu nicht in der Lage sei. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Mensch eben nicht von Geburt an ein Bewusstsein von den Ideen (dem Wahrzunehmenden, der Vorstellung von Objekten) hat, das nur aktiviert werden müsste (gegen Platon). Das heißt, dass dem Menschen keine bestimmten moralischen Prinzipien angeboren sind, und er so prinzipiell erst einmal frei ist. Es gibt also nach Locke keine der menschlichen Seele vorab mitgegebenen Wahrheiten, wovon der *Descartesche Rationalismus* mit seiner Vorstellung der angeborenen Ideen ausgeht. Das Bewusstsein von den Dingen sowie von uns selbst kann nach Locke nur durch Erfahrung erlangt werden, die allerdings bei allen Individuen verschieden ist.

Seiner Erkenntnistheorie verdanken wir auch die Einsicht, dass ohne Untersuchung der Sprache keine gesicherten Schlüsse auf die menschliche Erkenntnis gezogen werden können. Die Worte bedeuten uns die Dinge, wobei wir vergessen, dass sie die Substanz nur repräsentieren, was eine Verbindung von Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie erforderlich macht. Zweck der gesamten philosophischen Betrachtungen sei die Wahrheitsfindung zum Wohl des gesellschaftlich organisierten Individuums. Erst unser Lernen könne uns zu einem Bewusstsein von uns selbst führen. Das Bewusstsein seiner selbst konstituiere die eigene Identität



David Humes Empirismus und Sensualismus

David Hume (1711-1776) setzte sich intensiv mit Moral und Religion auseinander, wobei er die menschliche Natur zur Grundlage seiner Fragestellungen machte. Dabei ging Hume empirisch vor, d.h. seine erkenntnistheoretischen Abhandlungen stehen im Gegensatz zum sog. *Rationalismus*, womit er die Vorarbeiten von Locke weiterführt. Er begründete den *Empirismus*, der in der Erkenntnistheorie für Thesen gebraucht wird, welchen zufolge Wissen, verstanden als *gerechtfertigte wahre Erkenntnis*, zuerst oder ausschließlich auf Sinneserfahrung beruht, die nach Hume skeptisch betrachtet werden sollte. Der *Sensualismus* geht noch einen Schritt weiter: Er gilt als Spezifikation der neuzeitlichen Erkenntnistheorien, die physisches Empfinden als Ursprung allen Denkens und Handelns im Hinblick auf eine gerechtfertigte wahre Erkenntnis auffasst. Da sämtliche Ideen von sinnlichen Eindrücken abgeleitet würden, war für Hume das Bewusstsein nicht mehr als ein Bündel von Sinneswahrnehmungen. Kausalität sei kein Naturprinzip, sondern lediglich unser subjektiver Eindruck von der Abfolge verschiedener Phänomene, die Hume folgendermaßen erklärt: Es sei nicht rational zu rechtfertigen, von wiederholten Ereignissen unserer Erfahrung auf zukünftige zu schließen, von denen wir noch keine Erfahrung besitzen, aber jeder Mensch gehe von der Überzeugung aus, dass ein noch nicht beobachtetes Ereignis in Übereinstimmung mit unseren bisherigen Erfahrungen stehen werde. Die psychologische Erklärung, Gewohnheit bzw. Assoziationen führten zur Feststellung regelmäßiger Zusammenhänge, sei die einzig befriedigende Lösung. Wenn also nur die Erfahrung eine gesicherte Grundlage sein kann, müssen in der Natur des Menschen Elemente auffindbar sein, die die Grundlage der Moral bilden können. Nicht die Vernunft bilde die Quelle der Moral. Sein bis heute umstrittener Satz dazu lautet: »Die Vernunft ist nur ein Sklave der Affekte und soll es sein; sie darf niemals eine andere Funktion beanspruchen, als die, denselben zu dienen und zu gehorchen.«

Für Hume war es eine Erfahrungstatsache, dass es neben egoistischer Nützlichkeitservägung auch Gefühle der Sympathie und Menschenliebe gibt. Diese Sicht verbindet ihn mit seinem Freund Adam Smith (1723-1790) – der bereits lange vor seiner heute vielzitierten »Unsichtbaren Hand« (aus der berühmten Abhandlung »Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker« von 1776) 1759 sein Werk »Theorie der ethischen Gefühle« veröffentlicht hatte. Beide kamen zu dem Ergebnis, dass Egoismus und Menschenliebe sich ergänzen, so dass auch sozial nützliche Handlungen eine positive Beurteilung erfahren. Hume war der Meinung, dass bei der positiven Beurteilung eines Menschen »das Glück und die Befriedigung, die der Gesellschaft aus seinem Umgang und seinen Leistungen erfließen«, in besonderer Weise bedeutsam wären. Auch für die Begründung einer bestimmten staatlichen Ordnung machte Hume individuelle und soziale Interessen, Sympathie und Gewohnheit geltend.



Immanuel Kants kategorischer Imperativ

Die »Unterbrechung seines dogmatischen Schlummers« verdankt Kant (1724-1804), wie er selbst einst sagte, David Hume. Kant versucht, *Rationalismus und Empirismus miteinander zu verbinden*: »Der Charakter eines wahren Philosophen ist der, dass er nichts thut, als die natürlichen Kräfte und Fähigkeiten zu exercieren, und zwar durch die nachforschende Untersuchung der Critic« (s. Metzler Philosophenlexikon). Dies ist der Anspruch, von dem sich Kant auf dem Weg zu seiner »Kritik der reinen Vernunft« leiten ließ, und der eine bis heute nicht bewältigte Revolution der Denkart bewirkte. Metaphysik ist für Kant jede wissenschaftliche Erkenntnis, sofern sie genötigt ist, mit Begriffen über die bloß empirische Erfahrung hinauszugehen. Dies ist stets der Fall, wo von Erkenntnis überhaupt, von Welt oder Wirklichkeit, von Sittlichkeit, Schönheit oder Geschichte gesprochen wird.

Kant betont die Relativität menschlichen Wissens: Jede Erkenntnis, auch die der objektiven Naturwissenschaften, sei funktional auf die menschlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten bezogen. Wir erkennen die Wirklichkeit nur so, wie sie uns erscheint. Jede objektive Erkenntnis ist auf sinnliche Anschauung in Raum und Zeit angewiesen und bleibt insofern auf Erfahrung beschränkt. Ein Verzicht auf Erfahrung führt entweder zu analytischen Urteilen, die nur das ausdrücken, was ohnehin schon in den Begriffen steckt, oder er verleitet zur Spekulation, in der alle Sicherheit aufhört. Gleichwohl ist das spekulative Denken der *reinen Vernunft* nicht unfruchtbar: Unter Bedingungen disziplinierter Selbstkritik kann die reine Vernunft zur Anleitung und Ordnung des empirischen Wissens beitragen, dogmatische Ansprüche abwehren und praktische Ziele setzen, wo sicheres Wissen ohnehin nicht möglich ist. In diesem Fall wird sie zur *praktischen Vernunft*.

Die Vernunftkritik erklärt den Menschen zum Urheber seiner Welt, ohne damit in Widerspruch zu den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu geraten und ohne den traditionellen Anspruch des Glaubens an einen göttlichen Ursprung anzutasten. Es kann nicht von einem vorgegebenen Guten oder Bösen in der Welt ausgegangen werden, aller Anfang ist im menschlichen Willen zu suchen. Sofern sich der Wille als vernünftig begreift, bestimmt er aus sich heraus, was als moralisch gut gelten kann. Sein Prinzip ist damit die Selbstbestimmung nach dem im Willen selbst liegenden Prinzip der praktischen Vernunft. Sofern sich der Mensch diesem Prinzip verpflichtet weiß, versteht er sich auch als *frei*. Er hat so also die Möglichkeit, seine Handlungsgrundsätze (Maximen) nach seinen vernünftigen Einsichten zu richten und sich damit – im kategorischen Imperativ – der allgemeinen Selbstgesetzgebung der Vernunft zu unterstellen. Wie schon die kategorialen Elemente der Naturerkenntnis, kommt der kategorische Imperativ nicht von äußeren Instanzen her, sondern stammt allein aus dem Selbstverständnis des Menschen als vernünftiges Wesen.





Jean-Jacques Rousseaus Gesellschaftstheorie

Rousseau (1712-1778) steht für die Kritik an der *Philosophie des Rationalismus*, welche sich vornehmlich mit den Themen Geschichtsschreibung (Voltaire), Erziehung (Diderot) und Gesellschaftstheorie beschäftigte. Zu dieser Zeit der Aufklärung wurde nach vernünftigen Maßstäben für das Zusammenleben der Individuen gesucht, indem man Normen aufstellte, die für jeden einsehbar und zugänglich sein sollten. Dies war auch Rousseaus Ausgangspunkt, aber er kam in seiner ersten berühmten Arbeit (den »Discours«) zu dem Ergebnis, dass der Fortschritt der Wissenschaft und Künste nicht zur »Veredelung der Sitten« beigetragen hätten. Im Gegenteil: Rousseau betrachtete im Gegensatz zu den meisten Vordenkern der Aufklärung die menschliche Geschichte als einen Niedergangsprozess, der in politischer, pädagogischer und lebenspraktischer Hinsicht ein radikal neues Denken und Handeln erforderte. Zu jeder dieser Problemstellungen verfasste er ein Hauptwerk (»Discours«, »Nouvelle Heloïse«, »Gesellschaftsvertrag«, »Emile«), das die bisherige Sicht der Dinge in Frage stellte. Entsprechend heftig war seine Wirkung – in Zustimmung wie in Ablehnung.

So stellt Rousseau sich in seinen staatstheoretischen Texten die Frage, wie ein von Natur aus wildes und freies Individuum seine Freiheit behalten kann, wenn es aus dem Naturzustand in den Zustand der Gesellschaft eintritt bzw. diesen Zustand begründet. Sein Menschenbild im kaum kultivierten, tiernahen Zustand ist positiv, den menschlichen Vermögen, wie der Vernunft, steht er hingegen kritisch gegenüber. Für den Verlust von Freiheit und Autonomie sieht Rousseau die Einführung des Privateigentums als Ursache. Die geschichtliche Tatsache der Vergesellschaftung des Menschen verführe die Individuen dazu, sich untereinander zu vergleichen, woraus Neid und Missgunst, Schadenfreude und Übervorteilung, mehr Schein als Sein und Interessenkonflikte resultierten, welche die derart sozialisierten Bürger dazu verleiteten, ihre wahren Absichten voreinander zu verbergen. Die unleugbare natürliche Ungleichheit verschärfe sich dadurch zur politischen und sozialen Ungleichheit. Im Gegensatz zu den Aufklärern, die Lern-, Vernunft- und Gesellschaftsfähigkeit der Menschen als Voraussetzungen und Garanten einer Fortschrittsgeschichte sahen, beobachtet Rousseau, dass die Menschen hassen, belügen und einander ermorden, und schließt daraus dass die Menschen nur in kleinen, naturnahen Gemeinschaften die Chance haben, ihre ursprünglich »guten« Naturanlage angemessen zu entfalten.

Im hypothetischen Naturzustand sei der einzige Trieb des Menschen die Selbstliebe. Sie gebietet ihm: »Sorge für dein Wohl mit dem geringstmöglichen Schaden für die anderen« (»Zweiter Diskurs«). Neben der Selbstliebe kennt der Naturmensch das Mitleid, ein Gattungsgefühl, das nach Rousseaus Überzeugung auch die Tiere kennen. Alle anderen Fähigkeiten des Menschen ruhen noch, also die Vernunft, die Einbildungskraft und das Gewissen. Auf Grund äußerer Umstände, etwa zur Abwehr von Naturkatastrophen, sahen sich Menschen jedoch dazu gezwungen, sich mit anderen Gattungsexemplaren zu großen

Gemeinschaften zu verbinden. So entstanden Kultur und Gesellschaft und das Böse tritt in die Welt. Von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Einbildungskraft, mittels derer das Individuum aus seinem urwüchsig-narzisstischen Schlummer erwacht und sich in andere Wesen hineinversetzen kann. Sie ermöglicht aber auch den Vergleich der Individuen untereinander. Im Gesellschaftszustand erwachen zudem die Vernunft, das bewusste Mitleid sowie auch die widernatürliche moralische Reflexion. Im Zustand der Vergesellschaftung brauche man gemäß Rousseau einen Neuanfang, den er durch sein eigenes Modell eines Gesellschaftsvertrages schaffen wollte, um so »die Wiedergewinnung der Freiheit durch vollständige Unterwerfung aller unter das Gemeinwesen« zu ermöglichen.

Grundlage der Rousseau'schen Ethik ist nicht die Vernunft. Diese kann bestenfalls helfen, Vorteilhaftes und Untervorteilhaftes zu unterscheiden. Damit der Mensch aber auch gut handelt, bedarf es des Gefühls. Rousseau verwendet hier zwar den Begriff des christlichen Gewissens, wie aber aus seinen Ausführungen im »Émile«, in dem er seine pädagogischen Vorstellungen darlegt, hervorgeht, ist hier eine jeglicher Reflexion vorausgehende emotional-empathische Grundfähigkeit, eine Art moralischer Instinkt, gemeint. Rousseaus Ethik zeichnet sich also dadurch aus, dass sie nicht allgemeingültige ethische Regeln aufstellt, sondern zeigt, welches Interesse der Einzelne daran hat, »gut« und im Sinne des Gemeinwohls zu handeln. Rousseau fragt daher, wie in von Konkurrenz bestimmten Gesellschaften kollektives, vom moralischen Instinkt gesteuertes Handeln möglich werden kann. Mit Rousseau kam also die Autonomie des Individuums in die Tradition:

»Rousseau ist als beispielhaftes Individuum aufgetreten – und er hat auf diese Weise einen Wert geschaffen, den neuen Wert der Sensibilität, der Authentizität des Individuums in seiner konkreten Existenz.«

Michel Soëtard: Jean-Jacques Rousseau – Leben und Werk



Ludwig Feuerbachs Projektionstheorie und seine Unterscheidung von Verstand und Vernunft als Philosophie der Zukunft

Feuerbach (1804-1872) hat sein philosophisches Programm auf die kurze Formel gebracht: »Die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Theophilen zu Philanthropen, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, zu freien, selbstbewussten Bürgern der Erde zu machen.«

Die neue Philosophie stützt sich auf die Wahrheit der Liebe, die Wahrheit der Empfindung. In der Liebe, in der Empfindung überhaupt gesteht jeder Mensch die Wahrheit der neuen Philosophie ein. Die neue Philosophie ist in Beziehung auf ihre Basis selbst nichts anderes als das zum Bewusstsein erhobene Wesen der Empfindung – sie bejaht nur in und mit der Vernunft, was jeder Mensch – der wirkliche Mensch – im Herzen bekennt. Sie ist das

zu Verstand gebrachte Herz. Das Herz will keine abstrakten, keine metaphysischen oder theologischen – es will wirkliche, es will sinnliche Gegenstände und Wesen (vgl.: »Die Grundsätze der Philosophie der Zukunft«).

Einer der führenden Feuerbachkenner unserer Zeit, Hans-Martin Sass, fasst dessen neuen Ansatz wie folgt zusammen: »Die Philosophie der Zukunft ist vielmehr eine kritische Theorie, die insgesamt die traditionelle Philosophie – sei es nun als Idealismus oder Empirismus – überwindet in einer neuen humanistischen Philosophie, deren Grundprinzipien die der Sensualität und Individualität sind Der natürlichen Gleichheit des rationalen Vermögens steht die natürliche Ungleichheit der Individualität im Du entgegen« (vgl. www.ludwig-feuerbach.de).

Nach Feuerbach ist Gott die Summe aller Wünsche nach Unsterblichkeit, Vollkommenheit, Glückseligkeit, Gleichberechtigung des Menschen, der diese aber nicht als eigene Wünsche erkenne, sondern diese auf eine Gottheit projiziere. Der Mensch werde dabei mit der Betonung von Eigenschaften wie endlich, sündhaft, unvollkommen und ohnmächtig als negatives Gegenüber dargestellt. Als Kontrast stelle sich dieser Mensch seine Gottheit versehen mit den Eigenschaften seiner Wünsche vor: unendlich, ewig, vollkommen, mächtig und vor allem heilig. Diese Gottheit werde benutzt, um den Mitmenschen eine Macht überzuordnen, mit der Autorität, Gesetze zu erlassen, die von allen Mitgliedern der Gesellschaft beachtet würden. Damit sichere sich jeder Mensch seinen Schutz vor Übergriffen seiner Mitmenschen auf sein Naturrecht. Zugleich aber verliere er den Teil seiner Wünsche als Teil seiner selbst, daher seien Religion und die Vorstellung eines Gottes negativ zu betrachten. Feuerbach kommt zu der Forderung, Theologie müsse Anthropologie und Physiologie werden. Der Mensch müsse für den Menschen das höchste Wesen werden. Der Mensch soll vom Gottesfreund zum Menschenfreund werden.

»Die Empfindung ist die Geburtsstätte des Selbst Die Vorstellung gibt uns die Welt, die Empfindung unser Selbst Nur in der Empfindung liegt die Gewissheit meines Daseins, meines Selbstes. Die Vorstellung dagegen ist die Stellvertreterin der Außenwelt in uns, der Spiegel des Universums, die Repräsentation der Vielheit in der Einheit ...« Diese Einsicht lässt Feuerbach das Verhältnis zwischen Empfinden und Denken umkehren; galt Denken bis dahin als höchste Erkenntnisleistung, weist er diese Stelle nun der Empfindung zu. Denn sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur wo Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimnis des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit. So verwandelt sich ihm die abstrakte Vernunft, weil sie all ihren Gehalt aus der Empfindung bezieht, in eine sinnliche Vernunft des Leibes. Leib und Geist werden nicht dualistisch gefasst, sondern sind die Einheit des Auseinander der Materie und des Ineinander ihrer inneren Bestimmung.

Nur durch Mitteilung, nur aus der Kommunikation des Menschen mit dem Menschen entspringen die Ideen. Nicht allein kommt man zu Begriffen, zur Vernunft überhaupt. »Zwei Menschen gehören zur Erzeugung des Menschen – des geistigen so gut wie des physischen: Die Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen ist das erste Prinzip und Kriterium der Wahrheit und Allgemeinheit« (Ludwig Feuerbach).



Friedrich Nietzsches Wille zur Macht

Nach Nietzsche (1844-1900) ist das Wissen am Leben zu orientieren, und nicht das Leben am Wissen: »Das Erkennen setzt das Leben voraus, hat also an der Erhaltung des Lebens dasselbe Interesse, welches jedes Wesen an seiner eigenen Fortexistenz hat. So bedarf die Wissenschaft einer höheren Aufsicht und Überwachung; einer Gesundheitslehre des Lebens ...« Leben ist dabei für Nietzsche eine »dunkle, treibende, unersättlich sich selbst begehrende Macht.« In diesem Bewusstsein habe der vorsokratische Grieche gelebt, seit Sokrates aber versuche sich der Mensch mittels Vernunft und Wissen von diesen seinen lebendigen und natürlichen Wurzeln abzuschneiden, um sich in metaphysischen Sphären zu sichern, wozu dann auch das Christentum gezählt wird. Indem der Mensch dies Raubtierhafte der Natur selbst zu unterdrücken suche, um sich zu sichern, schwäche er sich selbst.

Die Fundierung des Geistes wird dem Menschen nach Nietzsche durch Empfindung und Instinkt bewusst. Die subjektiven Interpretationen des Leibes begründen bereits alles Denken als Sprache, Erfahrung und Vernunft. Für Nietzsche ist der Verstand nicht nur »a priori« an Raum und Zeit gebunden, und damit an sinnliche Konstituenten, ebenso hängt alles Denken des Verstandes und der Vernunft von Worten ab: »Was ist ein Wort?«, fragt er; »die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten.« – und so führt er schrittweise, die Begriffe auf Anschauung, von Anschauung auf Bilder, von Bildern auf Vorstellungen und von diesen wiederum auf Empfindungen, Lust und Unlust zurück. Den Empfindungs- und Erkenntnisapparat bezeichnet er als einen Spiegel, der in einem Entwicklungsprozess zugleich mit den Dingen in der Welt entsteht. In jede Wahrnehmung fließt bereits ein *Gefühl der Macht* ein, das sich dann durch die begriffliche Bemächtigung noch festigt.

Nietzsche ist der erste, der diese sich schichtenden Rezeptions- und Reflexionszusammenhänge bis auf die leibliche Basis von Wahrnehmung und Empfindung in einem Modell herunterdenkt. So fasst er die Instinkte des Menschen bereits als eine Art *offene Programme* auf, die durch die Umwelt geprägt werden. Zusammen mit den *moralischen Wertungen der Emotio* zielen sie auf die Selbsterhaltung des Individuums. Damit ist klar, dass die wesentlichsten menschlichen Motivationen allesamt bereits aus dem Tierreich herkommen. Der Wille des Menschen, von Instinkt und Lust geführt, ist in solcher Weise naturgemäß determiniert. Deshalb ist es für ihn »wesentlich, vom Leibe auszugehen und ihn als Leitfaden zu benutzen«. Er ist das viel reichere Phänomen, welches deutlichere Beobachtung zulässt. »Der Glaube an den Leib ist besser festgestellt als der Glaube an den Geist.« Der Leib wird ihm so zum *Herrschaftsgebilde*, zur Einheit in der Vielheit, das wieder als Vorlage dient für die Organisationsformen von Gruppen und Staaten, und das zuletzt auf den Kosmos bezogen wird – in allem wird nun jener Wille zur Macht als konstitutiv gesehen. Die Macht ist bei Nietzsche kein Zustand, sondern ein Prozess, nämlich der aktive und formgebende Erkenntnisprozess, der aus sich heraus die Tendenz zu immer neuen und veränderten Interpretationen der Welt entwickelt. Natürlich bleibt diese »gemachte«

Erkenntnis nicht folgenlos, sondern die in ihr geltend gemachten Begriffe und Theoreme bestimmen das Handeln der Menschen im gesellschaftlichen Zusammenleben und im Umgang mit der Welt.



Karl Poppers kritischer Rationalismus

Popper (1902-1994) hält in Zeiten eines aufkommenden Irrationalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die naturwissenschaftliche Erkenntnis für die beste und wichtigste Erkenntnis, da sie sich mit existenten Problemen befasst und hierbei nach Wahrheit und Gewissheit sucht. Alles Wissen von der Welt müsse unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, dass vieles von ihr unbekannt ist, und so jede Erkenntnis nur begrenzt gültig sein kann. In der *Logik der Forschung* kritisiert Popper die Sicht des logischen Positivismus, der für die Naturwissenschaften die empiristische Methode vertrat. Diese Methode postuliert das systematische Sammeln von Fakten. Mittels Induktion wird dann auf allgemeingültige Naturgesetze geschlossen, entweder mit dem Anspruch auf Sicherheit, oder zumindest auf eine hohe Wahrscheinlichkeit. Popper unterstrich demgegenüber noch einmal die Überlegung David Humes, dass man aus formallogischen Gründen aus Einzelfällen kein allgemeines Gesetz ableiten, sondern nur allgemeine Sätze widerlegen kann. Popper schlägt stattdessen vor, dass Theorien (abstrakt betrachtet) frei erfunden werden dürfen. In einem evolutionsartigen Selektionsprozess setzen sich dann diejenigen Theorien durch, deren Widerlegung misslingt. Durch das Aussieben falscher Theorien kommt man, so Popper, der Wahrheit immer näher, ohne jedoch jemals den Anspruch auf Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit erheben zu können. Wissenschaftliches Wissen ist also immer hypothetisch. Metaphysische Fragen, wie zum Beispiel ob es überhaupt eine reale Außenwelt gibt, auf die sich die Naturwissenschaft mit ihren Theorien und Basissätzen bezieht, ließ er anfänglich bewusst offen. Er betonte, dass sein Ansatz allein methodologischer Art sei und keineswegs metaphysische Annahmen voraussetzen müsse. Statt nach einem Sinnkriterium sei nach einem Abgrenzungskriterium zwischen empirischer Wissenschaft und Metaphysik zu suchen, das er mit der *prinzipiellen Falsifizierbarkeit* auch gefunden zu haben glaubte: »Ein empirisch- wissenschaftliches System muss an der Erfahrung scheitern können.« Ein *starker Indeterminismus* ist einer der wichtigsten Bestandteile von Poppers späterer metaphysisch ergänzter Weltansicht. Er sah sich hierin vor allem von der *Quantenmechanik* bestätigt.

Das, was Popper *Welt* nennt, ist die Körperwelt, d.h. die Welt der materiellen Dinge, die Welt der Erlebnisse, wobei es subjektive Erlebnisse von sehr verschiedenen Bewusstseinsgraden gibt und die Welt der objektiven Produkte des menschlichen Geistes. Seiner Vermutung nach ist der größte emergente Schritt, den das Leben und das Bewusstsein getan haben, die Erfindung der menschlichen Sprache – dies sei die *eigentliche Menschwerdung*. Die menschliche Sprache ist nicht nur Ausdruck, nicht nur Kommunikation, nicht nur Symbolik: Sie ist die Erfindung von beschreibenden Sätzen, wobei der beschriebene Sachver-

halt wahr oder falsch sein kann. Nur der Mensch ist in der Lage, eigene Theorien durch kritische Argumente auf ihre objektive Wahrheit hin zu überprüfen. Dadurch wurde die Erfindung der *Kritik* möglich, was die bewusste Selektion von Theorien anstelle ihrer natürlichen Auslese zur Folge hat. Diese kritische, kulturelle Auslese erlaubt uns, bewusst unsere Irrtümer zu verfolgen. Hier fängt nach Popper *Erkenntnis* an – es gäbe keine Erkenntnis ohne rationale Kritik, Kritik im Dienste der Wahrheitssuche. Dies sei auch der Schritt, der menschliche Kultur begründet.

Seinen Indeterminismus übertrug er auch auf gesellschaftliche Zustände (= *Die Zukunft ist offen*) und hielt ihn in Bezug auf Demokratie und westliche Werte als eine Seite der Medaille auch für unverzichtbar. Sein daraus resultierender zweiter Schwerpunkt war die Entwicklung einer Philosophie der Gesellschaft, niedergeschrieben in »Die offene Gesellschaft und ihre Feinde«, in der er jeglichen Determinismus ablehnte. Popper verarbeitete darin seine Erfahrungen und Beobachtungen der 30er bis 50er Jahre und wendete den kritischen Rationalismus auf die Gestaltung der Gesellschaften und ihrer Politik an.

Eine Gestaltung unserer sozialen Umwelt mit dem Ziel des Friedens und der Gewaltlosigkeit ist nicht nur ein Traum. Sie ist eine mögliche und, vom biologischen Standpunkt aus, offenbar eine notwendige Zielsetzung für die Menschheit Mit Recht glauben wir, dass wir zur Verbesserung unserer Welt beitragen sollen und können. Aber wir dürfen keine Menschenopfer bringen. Wir haben auch kein Recht, andere zu motivieren oder gar zu überreden, sich selbst zu opfern, – auch nicht für eine Idee, eine Theorie, die uns vollkommen überzeugt hat. Jedenfalls muss es ein Teil unserer Suche nach einer besseren Welt werden, eine solche Welt zu suchen, in der andere ihr Leben nicht unfreiwillig für eine Idee zu opfern brauchen (aus Karl Popper: Erkenntnis und Evolution, Seiten 380/381).



Niklas Luhmanns soziologische Systemtheorie

Luhmanns (1927-1998) Bestreben war die Erarbeitung einer allgemeinen, sachlich nüchternen Theorie der Gegenwartsgesellschaft. *Aufklärung durch Abklärung* war sein Credo, alles Soziale wollte er mit seiner Systemtheorie beschreiben. In diesem Anspruch der Universalität kann er mit Kant verglichen werden. Inhaltlich unterscheidet sich sein Ansatz gänzlich von der naiven *Vernunftgläubigkeit* »Alteuropas«, wie er es nennt. Die Vernunft der Aufklärung wird bei ihm ersetzt durch die *Rationalität des Systems*.

Seine Gesellschaftstheorie geht davon aus, dass durch die Vielzahl der Informationen und wachsender Komplexität in einer modernen Gesellschaft prinzipielle Grundlagen ihre Gültigkeit verlieren und sich anstelle dessen zunehmend Teilsysteme aus dem Gesamtkontext der Gesellschaft herauslösen und sich nach Maßgabe eigener funktionaler Prämissen vom Rest der Gesellschaft abgrenzen (Ausdifferenzierung). Es gibt eine Menge nebeneinanderliegender Teilsysteme, die sich gegenseitig zur Umwelt haben (Wirtschafts-, Rechts-, Gesund-

heits-, Bildungs- und politisches System). Die Teilsysteme der Gesellschaft werden im Hinblick auf ihre evolutiven und selbst-stabilisierenden Strukturen hin beobachtet und geben selbst die Antwort darauf, was Gesellschaft ist, indem sie zeigen, wie sie mit der Komplexität der Gesellschaft umgehen.

Der Mensch und seine Natur spielen bei Luhmann keine Rolle. Er wird in seiner Theorie als *Umwelt* erfasst, Subjekt, Geist und Vernunft finden keine Berücksichtigung. Die Gesellschaft ist ein rein operativer Begriff, wodurch keine moralischen Implikationen entstehen. Durch die Art der Kommunikation unterscheidet sich die Gesellschaft von anderen Systemen. Die Operation *Kommunikation* ist dabei als Einheit von Information und Mitteilung zu verstehen.

Diese werden als Selektionen gesehen und können nicht auf einzelne Bewusstseine oder Individuen zurückgeführt werden. Luhmann bricht mit dem klassischen Subjekt-Objekt-Schema und ersetzt dieses durch System und Umwelt.

Bewusstseine sind wie die sozialen Systeme als sinnverarbeitende Systeme einzustufen, ihre Grenzen sind Sinn Grenzen. Systeme und Umwelten entstehen und entwickeln sich durch gleichzeitiges Operieren. Bezogen auf Bewusstseine (als *psychische Systeme*) wird empirisch herausgearbeitet, dass der *Eine (Ego)* die Gedanken des *Anderen (Alter)* unmöglich identisch erfahren, und dass der Eine folglich seine Gedanken nicht unmittelbar an die Gedanken des Anderen anschließen könne: Denn nicht alles, was gedacht würde, würde auch gesagt, so dass also nicht alle Gedanken in die Kommunikation eingingen. Den Kommunikationsproblemen der Bewusstseine als psychische Systeme, den *Mitteilungs- bzw. auch Verstehensschwierigkeiten* widmet er große Aufmerksamkeit.



Peter Sloterdijks *Menschenpark*

Sloterdijk (geb. 26. Juni 1947), der in den 80er und 90er Jahren in seiner »Kritik der zynischen Vernunft« von 1983 durchaus auf anerkannte Weise Kritik an der Sinnenfeindlichkeit der Philosophie übte, sorgte 1999 für einen Eklat. In seiner Elmauer Rede über den Menschenpark übte er fundamentale Kritik an jeder Form des Rationalismus, und er versuchte, Nietzsches Gedanken zum Übermenschen neuzeitlich zu denken. Er führte den Gedanken ein, dass auch der Humanismus selbst nichts anderes als eine bestimmte *Domestikationsweise* sei, dass es mithin darum gehe, welches *Zähmungs- und Züchtungsmodell* das für den Menschen wohl angemessene sei, insbesondere angesichts der Tatsache des Scheiterns des alten Humanismus: Mit Nietzsche, aber auch in Anbetracht der inhumanen Geschichte des 20. Jahrhunderts sei die hergebrachte Form des Humanismus selbst in Frage gestellt.

Dazu träten nunmehr die Möglichkeiten der modernen Gentechnik, angesichts derer »wird es in Zukunft wohl darauf ankommen, das Spiel aktiv aufzugreifen und einen Codex der Anthropotechniken zu formulieren.« Mit der weiteren Folge, »dass *Humanitas* nicht nur die Freundschaft des Menschen mit dem Menschen beinhaltet; sie impliziert auch immer – und mit wachsender Explizitheit –, dass der Mensch für den Menschen die höhere Gewalt darstellt.« Von da aus geht Sloterdijk noch weiter zurück zu Platon und dessen Dialogen – also auf die ersten Überlegungen in der Geistesgeschichte zu einer durchgehend rationalen Gestaltung des Menschseins im Rahmen einer platonisch gefassten *Gerechtigkeit*. Platon konstatiert dabei die Ungleichheit der Menschen im Hinblick auf ihr jeweiliges Wesen und Wissen, überdenkt aber auch den Umstand, ob nicht der Mensch an sich selbst diejenigen Züchtungsregeln beobachten sollte, die er bei der Zucht von Tierarten ganz selbstverständlich vollzieht. Die Leitung seines Projekts legt er dabei in die Hände jener *weisen Könige*, die noch in einer Art direkter Beziehung zur Gottheit stehen.

Sloterdijk verdächtigt anonyme geschichtswaltende Mächte, sei es »die Linke«, sei es »die Gesellschaft«, seien es »die Medien«, Auslöser einer drohenden apokalyptischen Katastrophe zu sein, ohne doch Ross und Reiter konkret zu benennen. Sloterdijk gibt dabei das genaue Gegenbeispiel: Anstatt für die Masse der Menschen die Zusammenhänge des Seienden zu erhellen, wird verdunkelt, werden Tragödien verkündet. Ausgangspunkt ist dabei die nämliche Feststellung, wie sie auch Nietzsche auf seine Weise trifft: dass die Vernunft des Menschen in gewisser Weise am Ende sei, und dass zunächst mit diesem *Ende der Metaphysik* das Zeitalter des *Nihilismus* heraufgezogen sei.

Aus evolutionärer Sicht, wenn wir eine solche in Bezug auf den Menschen als epigenetisch-kulturelle Koevolution gelten lassen, entwickelt sich der Humanismus als Ethik der Vernunft aus einem einzigen Grundgedanken heraus, der die griechische Philosophie insgesamt und einschließlich des genannten Dreigestirns ausmacht: aus der abstrahierenden Einsicht in das Wesen der Dinge mittels Reflexion der Daten des Verstandes durch und als Vernunft. Erst damit wurde der abstrakte Vernunftschluss möglich, mit dem die Konstatierung des gleichen Wesens aller Menschen unausweichlich und zur Grundlage des Humanen wurde.

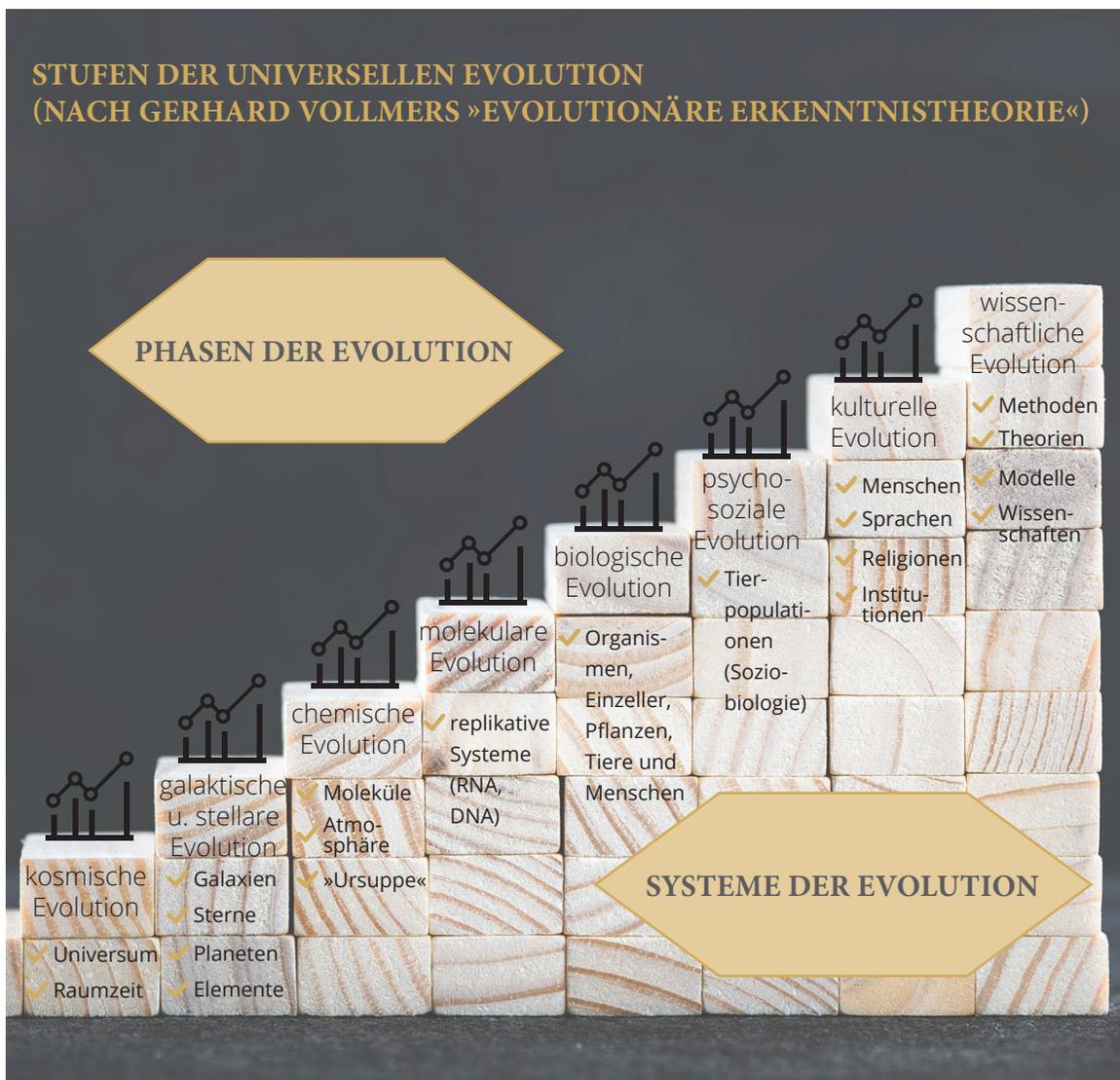
Mit dieser Vernunft erfuhr der Mensch, wie sich an allen kulturellen Phänomenen zeigt, sich selbst und die Welt völlig anders als mit dem Verstand allein – wenn von einer *Umwertung aller Werte* in der Menschheitsgeschichte die Rede sein kann, dann fand sie damals statt. Erst seit dieser Zeit bezieht sich der Mensch auf einen allgemeingültigen Humanismus und die Gleichheit der Individuen, wo unter der Leitung des Verstandes die jeweilige Volkszugehörigkeit und die Rangunterschiede unter den Individuen den Ausschlag gaben. Die Bedeutung der Erkenntnis des Humanen durch die Vernunft geht also über eine bloße domestizierende Zähmung weit hinaus.

Was Sloterdijks Nihilismus-Diagnose betrifft, so ist dazu festzustellen: In evolutionär zurückbezogener Sicht bedeutet diese, dass offenbar das Rezeptions- und Reflexionsvermögen Vernunft sich ebenso wie einst der Verstand, über den sie selbst sich in diesem doppelten Gang erbaute, als Systemvernetzung durchreflektiert hat und diesen Zustand ihres eigenen Endes als Nihilismus interpretiert, da sie aus sich selbst nichts Neues im Hinblick auf eine übergreifende Interpretation des Seienden hervorzuziehen vermag.



Gerhard Vollmers Evolutionäre Erkenntnistheorie

Gerhard Vollmer (geb. 17. November 1943) gilt als einer der Wegbereiter der *Evolutionären Erkenntnistheorie* und als Brückenbauer zwischen den Natur- und Kulturwissenschaften. In der *Evolutionären Erkenntnistheorie* wird der Evolutionsbegriff als integratives Konzept benutzt, um so unser Wissen zu ordnen und Wissenslücken aufzudecken. Geht man von der Universalität des Evolutionsgedankens aus, spielt die Evolution auch für die Philosophie eine integrative, problemlösende Rolle. Der Evolutionsgedanke hilft beim Lösen erkenntnistheoretischer und ethischer Probleme und bildet somit ein Spezifikum dieser Art von Erkenntnistheorie und von Ethik.



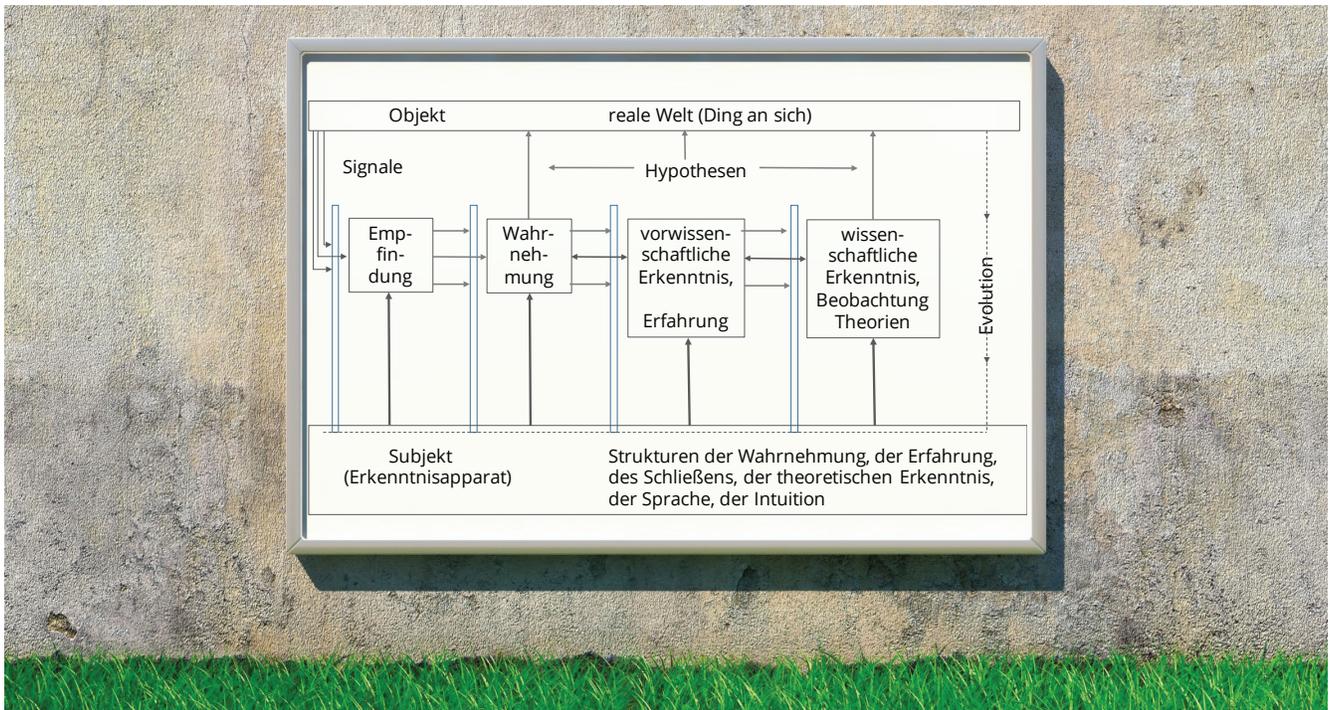
Es ist nach Vollmer davon auszugehen, dass man sowohl im kognitiven als auch im sozialen Bereich mit einigen Strukturen rechnen kann, die in der Evolution entstanden sind. Entscheidend dabei ist der Nachweis, dass es also angeborene, genetisch bedingte und somit auch phylogenetisch entstandene Strukturen des Erkennens und des Sozialverhaltens gibt. Die erkenntnistheoretische Hauptfrage sei nach Vollmer die nach Grund und Grad der Übereinstimmung von Erkenntnis- und Realkategorien. Voraussetzungen für die *Evolutionäre Erkenntnistheorie* bilden der

- *Realismus*, am besten zu charakterisieren über die jeweiligen Gegensätze (Gegenpositionen zum ontologischen Realismus sind Idealismus und Solipsismus; Gegenpositionen zum erkenntnistheoretischen Realismus sind Transzendentalphilosophie, Positivismus und Konstruktivismus; eine Gegenposition auf der methodologischen Seite ist der Instrumentalismus),
- die *Fehlbarkeit des Wissens*,
- der *Naturalismus*, d.h. dass es überall in der Welt mit rechten Dingen zugeht, wir uns selbst als Evolutionsprodukte sehen, und Denken, Erkennen, moralisches und ästhetisches Urteilen Gehirnfunktionen sind sowie
- die *Evolutionstheorie*.

Im 19. Jahrhundert bestand die Gefahr einer Psychologisierung der Erkenntnis, die das Entstehen der Bewusstseinsinhalte und Überzeugungen kausal herleiten, aber dabei kein Kriterium für den Wahrheitsgehalt der Erkenntnis bieten konnte. Die evolutionäre Erkenntnistheorie versucht hier den Balanceakt: Das »Apriori« der vor und unabhängig von aller Erfahrung gegebenen Erkenntnisstrukturen ist demnach zwar hinsichtlich des individuellen Seins richtig, dem diese Strukturen angeboren und in diesem Sinne a priori gegeben sind. Das Apriori selbst ist phylogenetisch, also ist es Bedingung für unsere Empirie, aber kein Garant der Wahrheit und Gültigkeit der Erkenntnis, sondern der Funktionalität des Erkenntnisapparats unter Selektionsdruck. Der Grad der Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und wirklicher Umwelt ist dem Menschen unbekannt und kann bestenfalls im Vergleich gegebener Erkenntnisvermögen in derselben Umwelt bewertet werden.

Vollmers Konsequenz ist ein hypothetischer Realismus mit den Annahmen, dass es erstens eine reale Welt unabhängig von Wahrnehmung und Bewusstsein gibt, zweitens dass sie gewisse Strukturen hat und drittens dass diese Strukturen teilweise erkennbar sind bzw. mit denen der von uns erkannten Welt übereinstimmen. Das gilt dann insbesondere für die Strukturen von Raum und Zeit.

Daraus ergibt sich ein Blickwinkel, aus dem Mensch und die Gesellschaft rational betrachtet und untersucht werden können, und der alle entwickelten Vermögen des Menschen miteinbezieht:



ERKENNTISTHEORETISCHES SCHEMA NACH DER EVOLUTIONÄREN ERKENNTISTHEORIE

WEITERE ENTWICKLUNGSTENDENZEN IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

Wie wir in den diversen Denkmodellen ausgewählter bedeutender Philosophen von der Antike bis zur Neuzeit gesehen haben, führt die Auseinandersetzung mit den großen Sinnfragen zu Welt, Mensch und seine Einordnung in den Kosmos zu sehr verschiedenen Ergebnissen, Theorien und Ansätzen. In der Postmoderne finden wir uns den Auswirkungen der Aufklärung, zum Beispiel einer Abkehr von Tradition und Glauben, ausgesetzt, aber auch einer Abkehr von den Traditionen der Aufklärung selbst. Dies wirkt sich mittel- und unmittelbar auf das Selbstverständnis des Menschen aus, was wir aktuell am weit verbreiteten Gefühl mangelnder Wertschätzung und Orientierungslosigkeit sehen können.

Die philosophischen Ansätze des 20. Jahrhunderts, die sich damit auseinandersetzten, sind gekennzeichnet von tiefer Widersprüchlichkeit: Einerseits erfolgte die kritische Anwendung der Rationalität/Vernunft auf fast alle Bereiche (Psychologie, Wirtschafts-/Gesellschaftswissenschaften, Pädagogik), z.B. in der *Kritischen Theorie* oder im *Pragmatismus*, aber es ergaben sich daraus sehr verschiedene Zielrichtungen: Die eine wollte das Individuum befreien und die Gesellschaft *nachmarxistisch* umgestalten, die andere wollte den Menschen und seine Welt möglichst planbar machen. Andererseits kam es z.B. durch die Ende des 20. Jahrhunderts einflussreiche Richtung des *Dekonstruktivismus* – oft einhergehend mit einer

umfassenden Technik- oder Gesellschaftskritik – zur Hinterfragung und Zerlegung dieser modernen Welt. Getragen vom Eindruck, die moderne Wissenschaft (positivistische Wissenschaft) habe das moderne Subjekt vergessen, führten diese Ansätze entweder zu neuem *Irrationalismus* – oder zu noch mehr *Individualismus/Nihilismus*. Das Fehlen eines konstruktiven Bezugssystems vom Individuum zu für ihn wesentlichen Bezugsgrößen führt zu einer Entwurzelung des Menschen, zu fehlendem Halt und Selbstwert. Der *Trans-/Posthumanismus* können als Folge betrachtet werden. Der Mensch und seine »außertechnischen« Bezugsgrößen erfahren in diesen Strömungen eine enorme Abwertung, denn diese setzen nur auf den technischen Fortschritt und die Sicherung der rationalen Fähigkeiten den Menschen als Weg in die Zukunft.

Interessanterweise zeigt sich in den neuen Entwicklungen der großen naturwissenschaftlichen Theorien, wie der Relativitäts- und der Quantentheorie, die Wesentlichkeit des Subjekts, sie beziehen in ihre Großsysteme zunehmend allmählich das Subjekt wieder ein: Zeigt die Relativitätstheorie die Bezogenheit aller Erkenntnis auf den Beobachter, das Subjekt oder wie es naturwissenschaftlich heißt, auf das Bezugssystem (das Descartes in die Geometrie als kartesisches Koordinatensystem eingeführt hat, dessen Ursprung das Ich ist), so weist die Quantentheorie nach, dass die Zustände jeden Quantenobjekts von den Messungen des Subjekts, d.h. letztlich seiner Wahrnehmung und seiner Interaktion bestimmt werden.

FAZIT / ZUSAMMENSCHAU

Das Thema, das so alt ist wie die Philosophiegeschichte selbst, das sich wie ein roter Faden durch dieselbe zieht, ist das Verhältnis von Vernunft und Verstand auf der einen Seite und Empfindung und Gefühl auf der anderen sowie das Verhältnis zwischen Sinneswahrnehmung und Denken. Dieses Verhältnis ist bereits am Beginn des Philosophierens bei den Griechen, von den Vorsokratikern bis Platon (Höhlengleichnis) und Aristoteles (erste und zweite Seinsweise) umstritten, das Thema kehrt im Streit zwischen Nominalismus und Realismus der Scholastik wieder und ist bis heute unter den Namen Empirismus/Materialismus/Positivismus kontra Idealismus nicht ausgestanden.

Auch wenn es wegen der Sackgasse des Nihilismus, in welche die Auswicklung der Vernunft einerseits führte, es verlockend erscheinen lässt: Im derzeitigen Stadium dürfen wir der Vernunft nicht abschwören, sondern wir müssen unter striktem Festhalten an ihr über sie hinaus. Dazu können wir bei den Alten etwas lernen, nämlich wie diese in der Lage waren, die Vernunft über den Verstand hinaus zu eröffnen: Mit den hellen Augen der Neugier des konzentrierten Verstandes fuhr Odysseus, der »schlaueste aller Menschen«, zwischen Skylla und Charybdis – zwischen Tradition und phantastischem Denken – hindurch. So löste der Hellene die erratische Direktbedeutung der Dinge auf, und entdeckte

mittels einer rezipierenden Interpretation, die nur einem sich offen einlassenden und unvoreingenommenen Hinschauen möglich ist, in der Naturphilosophie das Wesen der Dinge und schließlich das gleiche Wesen aller Menschen, die Grundlage der Menschenrechte bis heute.

Dass heute unter allen Umständen das konzentrierte Festhalten an der Vernunft nötig ist, zeigt uns wiederum ein Blick auf die Alten: Das Entdecken der Vernunft war nur möglich unter ständigem Festhalten des Verstandes, und so lautet noch heute das Hauptgesetz aller vernünftigen Aussagen und damit aller Wissenschaft, dass sich die Aussagen der Vernunft durch den Verstand überprüfen lassen müssen.

Ebenso wird eine Transzendenz der Vernunft als epigenetisch-kulturelle Ko-evolution nur unter ständiger Hinsicht auf diese Vernunft (und eben damit im zweiten Schritt auch auf den Verstand und im dritten auf die Emotio) möglich sein.

Allerdings, und insoweit ist die häufig geäußerte Kritik an Platon berechtigt, sehen wir heute, dass die Antike die Frage des Humanismus falsch gestellt hatte: *Was ist der Mensch?*, diese Frage zielte von Anfang an auf ein Idealbild des Menschen und seiner Gesellschaftsverfassung, ohne auf die Realität in gehöriger Weise Rücksicht zu nehmen. Die Frage nach dem Wesen des Menschen müsste vielmehr lauten: *Was sind die Menschen?* Gefragt ist nicht eine ideale bzw. ideologische Typologie des Menschen an sich, wie der Mensch »am besten« zu sein habe. Vielmehr erlaubt erst die phänomenologische Erfassung der kategorialen und kulturellen Verschiedenheit der Menschen und deren theoretische Einordnung auf epigenetisch-kultureller Basis einen Humanismus, in dem sich alle Menschen finden können – und



Thales of Miletus



Lao Tse



Siddhartha Gautama (Buddha)



Jesus of



Aristotle



Seneca



Augustine of Hippo (Saint Augustine)



Francis Bacon



René Descartes



Montesquieu



Immanuel Kant



Arthur Schopenhauer



Soren Kierkegaard



G.W. Frie

2

PHILOSOPHY
THINKERS

der nicht einen bestimmten Typ als für alle maßgebend aufstellt – modern gesprochen: die Akzeption einer pluralistischen Menschheit. Alle Schritte der Menschheit wurden nicht durch abwartende Mystifikation hervorgebracht, sondern dadurch, dass einzelne Menschen in Denken und Taten sich von der entgegengesetzten Haltung leiten ließen: Sie nahmen die in der Natur wirksame *lebendige Bewegung* der Evolution, wirksam auch in der epigenetisch-

kulturellen Koevolution des Menschen, für sich auf, um in eben demselben Trial-and-Error-Verfahren herauszufinden, ob nicht mehr aus dem Leben herauszuwinden sei als jenes *kleine Glück*. Dies sind die Figuren, die sich unserer Tradition im Schlimmen wie im Guten eingepägt haben und die Geschichte des »Humanen« ausmachen. Es steht also nicht zur Debatte, das Prinzip an sich zu verändern, wie Sloterdijk will, sondern dieses in Erhellung durch und in Übereinstimmung mit unserem derzeit höchsten Interpretationsvermögen, der Vernunft, neu zu definieren.

In einem Beitrag zur Sloterdijk-Debatte heißt es dazu:

- »Jeder, der den Humanismus für beendet erklärt oder ihn als Zählung der Menschen bewusst diffamiert, macht sich des fürchterlichsten aller Verbrechen schuldig. Er subventioniert die latente Tendenz zu totalitären Ansichten und implementiert ein irgendwie geartetes Ziel der Geschichte, dem alle anderen Aspekte einschließlich des Humanismus unterzuordnen seien. In der gleichen Weise wie ein Bild der Geschichte gezeichnet wird, das es nie gegeben hat, z.B. die Geschichte der politischen Macht und ihres Missbrauchs oder die Geschichte der philosophischen Ideen, wird der komplementäre Aspekt jeder einseitigen Interpretation oder Erdichtung von Gesamtgeschichte vergessen hinzuzufügen. Die Geschichte der Menschen und



Nazareth

6

PHILOSOPHERS AND OF HISTORY



Friedrich Hegel



Confucius



Socrates



Plato



Averroes



Saint Thomas of Aquino



Nicolás Machiavelli



Voltaire



David Hume



Jean-Jacques Rousseau



Karl Marx



Friedrich Nietzsche



Miguel de Unamuno

ihrer Taten und Ideen ist eben nicht nur die Geschichte der Potentaten und Herrscher, die mit Gewalt und Tyrannei regierten, sondern auch immer die Geschichte des Kampfes gegen die Gewalt und gegen die Unterdrückung.

- Es ist nur allzu wahr, dass die Menschen dazu neigen die Macht anzubeten und sich ihr kritiklos allzumal unterzuordnen. Jedoch sind solche sozialen Verhaltensmuster einer komplizierten biologischen Entwicklung zu schulden, die nur darum niemals abbricht, weil sie von Anbeginn mit Kompromissen leben musste. Die humanistische Idee ist eine relativ junge biologische Etappe, die mit der Entwicklung der Vernunft einhergeht. Wie kann sie Schuld daran sein, wenn die übermächtigen Instinkte des Menschen, seine natürliche Xenophobie, eine in Unvorteilhaftigkeit umschlagende altruistische Überlebenshandlung und ein latent wirkender Gruppenzugehörigkeitscodex, der aus weit zurückliegenden biologischen Etappen der Lebensentwicklung stammt, diese Idee immer wieder erfolgreich torpedieren können. Mit dem archaischen Material des Gehirns hatten und haben alle rhetorisch begabten Demagogen leichtes Spiel, weil sie immer nur wieder und wieder diese nicht versiegen wollenden prähumaniden und junghumaniden Instinkte anzusprechen brauchen. Sie lassen sich mit Leichtigkeit erzeugen und sie lauern oft unter der Oberfläche scheinbar harmloser Argumente* (vgl. Internetseite *Der Kreisbogen der Metaphysik*).

Wir stehen nicht an einer Stelle zur mystischen Umwidmung oder gewaltsamen Umschaffung des Menschseins, sondern an der Schwelle zu einer neuerlichen Rezeption mittels der Auswertung der Daten der Vernunft: Wie einst die griechische Naturphilosophie im Wechsel ihrer verschiedenen Theorien schließlich die Erkenntnis des Wesens der Dinge und damit die selbständige Konditionierung der Vernunft über den Verstand hinaus heraufführte, ebenso sehen wir heute den Wettstreit verschiedener Konzeptionen über die Beschaffenheit unserer Welt: Von der Relativitätstheorie zum Urknall, vom Neben- und Nacheinander diverser Universen zur vieldimensionalen Stringtheorie/-kosmologie im Makrokosmos ebenso wie durch die Quantenphysik im Mikrokosmos ist unser bisheriges Weltbild der Vernunft ins Wanken gebracht – aber noch gilt es.

Wer aber nun meint, mit diesen Ausführungen werde einer fröhlichen Wissenschaftsgläubigkeit und einem blinden Setzen auf Technik oder blankem Utilitarismus das Wort geredet, irrt völlig. Nicht umsonst war davon die Rede, dass eine solche Entwicklung, wenn sie denn eintreten sollte, des ständigen und schärfsten Hinsehens auf die Vernunft bedarf – was aber heißt das? Dass vor allem die Regeln der Ethik, die das Verhaltensgerüst der Vernunft allem Mitseienden gegenüber ausmachen, beobachtet werden müssen, weil sonst das Ausgreifen über die Vernunft hinaus ohne tragfähige Basis dastünde. Es bestünde vielmehr die Gefahr, dass, wie heutzutage immer noch, viele Ergebnisse der Wissenschaftstätigkeit zu im Hinblick auf die Vernunft unterkategorialen und damit inhumanen Zwecken missbraucht würden: ohne globale Ethik keine Transzendenz der Vernunft. Ist diese Welt nicht in der Lage, ihrem Zusammenwirken ein humanistisch-ethisches Fundament zu geben, so ist sie angesichts der Potenz der angewandten Vernunft in Forschung und Technik und deren immanenter Folgen aller Voraussicht nach dem Untergang geweiht. Der Utilitarist und der Ethiker, sie benötigen einander in gleicher Weise, wie der Verstand und die Vernunft im einzelnen Menschen aufeinander angewiesen sind. Die Zukunft wird davon abhängen, ob es der Menschheit in ihren führenden Schichten und in der Tradition gelingt, das Ethik-

sche ebenso zu verinnerlichen, wie der verstandesgemäße Nutzen jedem Menschen evident einleuchtet. Genau dies ist der Punkt, um das Bild des Humanen, wie es der Vernunft entspricht, bewusst in die Tradition einzuschreiben und mittels Vorbildern und Bildung allen Mitgliedern der Spezies zu vermitteln. Der Humanismus ist mithin keineswegs etwas, das wir als vergilbten Brief zu den Akten legen und den Archivaren überlassen können.

Vielleicht ist die vorrangige Aufgabenstellung unserer Zeit auch gar nicht das immer tiefere Eindringen und Zerlegen großer, faszinierender Gesamtzusammenhänge / »Kunstwerke« in seine Einzelteile, um zu verstehen, zu erkennen und zu begreifen, sondern genau andersherum – jetzt, da wir so tief in die Materie eingedrungen sind – das »Kunstwerk in Gänze« zu betrachten und ob im Zusammenspiel der Einzelteile nicht noch einmal andere Merkmale abgeleitet werden können. Das »Kunstwerk Mensch« steht im Mittelpunkt der Philanthrosophia Universalis: Es ist in sich einzigartig und das Miteinander von Menschen als »großes Gesamtkunstwerk« zu betrachten. Hierbei sind alle Stufen der einzelnen Weltbilder und alle Erkenntnisse hieraus zu berücksichtigen, um eventuell auf eine neue Stufe zu gelangen. Da die Zeit hierfür gegeben ist, möchte die Philanthrosophie® den Raum bieten.

Es geht darum, die seit Jahrhunderten bekannte wichtige und hochgelobte freundliche Grundeinstellung des Menschen zu Natur und Mitmenschen für unsere heutige Zeit zu aktualisieren und im Sinne von

- *Weisheit,*
- *Wertschätzung und*
- *Würde*

die Konsequenzen für unsere heutigen Lebensumstände, Handlungs- und Denkmöglichkeiten zu ziehen. Vier Stufen von Weltbildern unterscheidet Vollmer: das magisch-animistische, das theologisch-mystische, das philosophisch-rationale und das wissenschaftlich-rationale Weltbild.

Nach Rüdiger Vaas (»Jenseits von Einsteins Universum«), mag das Schema zwar stark simplifizieren, doch bietet es eine gute Orientierung. »Je mehr nun ein Mensch durchdrungen ist von der gesetzlichen Ordnung allen Geschehens, desto fester wird seine Überzeugung, dass neben jener gesetzlichen Ordnung für Ursachen anderen Charakters kein Platz mehr bleibt,« schrieb Einstein und nahm sich davon nicht aus. Einstein war »von einer tiefen Verehrung für die in dem Seienden sich manifestierenden Vernunft ergriffen. Dieses Vertrauen in die vernünftige und der menschlichen Vernunft wenigstens einigermaßen zugängliche Beschaffenheit der Realität äußerte er bei vielen Gelegenheiten über Jahrzehnte hinweg Letzte Wahrheiten kann die Wissenschaft ohnehin nicht finden und beweisen – aber das geht prinzipiell auch auf keine andere Art (Rüdiger Vaas, »Jenseits von Einsteins Universum«, Seite 13).

»Vielleicht erreichen wir ja dabei noch eine weitere, eine fünfte Weltbildstufe, eine Stufe etwa, auf der – wie in den Mythen – Fakten und Normen wieder zusammengehören ...«

Gerhard Vollmer